

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

156 (7.7.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Milliarden auf dem Meeresgrund

Von Bobo M. Vogel.

Schätzungsweise liegen an Goldbarren etwa sechs Milliarden Goldmark im Meere begraben. Ein Statistiker hat das zusammengerechnet, als man jetzt dabei war, die Schätze des kürzlich gehobenen Schiffes „Egypt“ nachzuzählen. Am meisten wurden während des Krieges Schiffe versenkt. Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß hierin große Goldvorräte enthalten seien. Es handelt sich in den meisten Fällen um Papiergeld, das sich noch in staatlichem Besitz befand, so daß also kein großer Schaden entstanden ist.

Ganz anders verhält es sich jedoch mit den Schiffen, die vor einigen Jahrhunderten untergingen, als es noch kein Papiergeld gab. Der berühmteste Fall hängt mit der Fregatte „Duque de Florenzia“ zusammen. Sie wurde im Jahre 1588, im August, in der Bay von Tobermory (Schottland) in den Grund gehöhrt. Auf dem Schiff befand sich der sogenannte Armada-Schatz, das Kriegskapital Philipps II. im heutigen Wert von 700 Millionen Goldmark. Der Schatz war teils gemünzt, teils auch noch in Barren. Bis heute hat man, trotz mancher Versuche, keinen Dutzend dieser Riesensumme wieder an die Oberfläche fördern können.

Im Jahre 1707 versenkten die Engländer, die damals noch smarte Seeräuber waren und sich eine Existenz gründen wollten, eine ganze spanische Flotte, die goldbeladen aus Amerika kam. Auch die Spanier hatten dieses Gold nicht auf ehrliche Weise erworben, sondern es den Eingeborenen abgenommen. Glück hat ihnen das nicht gebracht. Aber auch die Briten kamen nicht in den Besitz des Schatzes. Goldbarren im Werte von ebenfalls 700 Millionen heutiger Goldmark versanken mit den spanischen Gallionen im Meer. Im Golf von Vigo ruhen sie noch heute, ohne daß es je einem der vielen Forscher gelungen wäre, die Stelle wiederzufinden.

An der holländischen Küste, am Einfluß des Zuiderzees versank 1793 das Schiff „Luine“. Vor dem Krieg versuchte ein amerikanischer Ingenieur, die Schätze zu heben, die sich darin befanden, aber es gelang nicht, weil der Krieg inzwischen ausbrach. Es ist verbunzelich, warum sich heute kein Unternehmer wieder dieser Aufgabe gewidmet hat. Sie würde sich lohnen. Unter Deck der „Luine“ schlummern noch heute 400 Millionen Goldmark in Barren unter der Meeresoberfläche.

Im neunzehnten Jahrhundert ging das Segelschiff „Mohal-Charter“ auf der Höhe von Anglej (England) unter und nahm 375 Millionen Gold nach jeglichem Wert mit sich. Das geschah im Jahre 1839. Auch dieses Riesenvermögen ist verschollen und konnte von keinem Taucher wieder entdekt werden.

Sensationell war auch der Untergang des Schiffes „Grosvenor“, das einige Jahre später das Inhabit am Kap der guten Hoffnung ereilte. Mit dem „Grosvenor“ ruhen ebenfalls 375 Millionen Goldmark im Ozean begraben. Und zwar darauf, daß es bei dem heutigen Stand der Technik überhaupt unmöglich wäre, je diesen Schatz aus der Meeresstiefe herauszuholen. Es ist noch nicht einmal versucht worden.

Während des Krimkrieges erlitten die Franzosen einen sehr großen Verlust. Das mit 150 Millionen heutiger Goldmark beladene Schiff „Prince Noir“ ging in der Nähe von Sebastopol unter, und der Inhalt seiner Tresore ging für immer den gierigen Händen Napoleons des Dritten verloren.

Über einen letzten aufsehenerregenden Schiffsuntergang im neunzehnten Jahrhundert ist noch zu berichten. Er trug sich im Vermellanal zu. Mit 154 Millionen Gold nach jeglicher Goldmark versank der Dampfer „Oceano“ in den Fluten, die ihre Schätze besser bewahrt haben, als jeder Geldschatz der Welt.

Die Inhabitstellen der genannten Schiffe sind ziemlich genau bekannt. Es haben es Abenteurer versucht, sich in den Besitz der Schätze zu legen, aber nie ist es gelungen.

Außer diesen historisch feststehenden Untergangsstellen gibt es noch eine ganze Reihe, die nur dem Hörensagen bekannt sind. Niemand z. B. weiß genau, wo jene 38 Schiffe liegen, die auf der Fahrt von Indien nach England strandeten oder untergingen. Die 38 Schiffe führten zusammen etwa zweieinhalb Milliarden Goldmark in Barren an Bord. In der Mehrzahl verunglückten sie in der Nähe des Kaps der guten Hoffnung, das in den früheren Jahrhunderten wegen

seiner Stürme von den Seeleuten der Segelschiffe besonders gefürchtet war.

Sechs Milliarden auf dem Meeresgrund...! Ob sie für immer verloren sind? In den meisten Fällen trafe das wohl

zu. Aber die Schiffshühner hat in den letzten Jahren solche Fortschritte gemacht, daß man in den nächsten Jahren gewiß unter sensationellen Umständen von diesen verschollenen Milliarden hören wird!

Amerika und Europa

Was weiß der Durchschnittsamerikaner von Deutschland?

Der abenteuerlustige Reporter A. E. Johnson, der vor Jahren „Mit 20 Dollar in den wilden Westen“ fuhr, war jetzt wieder „triben“. Das aufschlußreiche Ergebnis dieser Reise bringt ein Ende dieses Monats im Verlag Ullstein erscheinendes Buch „Amerika, Untergang am Heberfluh“. Aus dem hochaktuellen Werk veröffentlicht wir heute bereits den nachfolgenden Abschnitt, der dem Kapitel „Schulden und Abdrückung“ entnommen ist.

Das eigentliche hundertprozentige Amerika erstreckt sich vom Appalachengebirge im Osten bis zum Pazifischen Ozean im Westen.

Die Verbreiter jenseits der Appalachen an der atlantischen Küste, in New York, in der Wallstreet, in Boston, die all das schöne amerikanische Geld nach Europa verlegen, die den draven Bürgern in Kentucky und in Idaho, in Oregon und in Kansas europäische Anleihen aufschwangen, seien alsamt keine richtigen Amerikaner; die im Osten wüsten viel zu viel von Europa, schätzten es viel zu hoch, wären mit einem Wort halbe Europäer, die Amerika verrieteten; das haben sie mir hundertmal erklärt, die Speisbürger in Arizona und Alabama, Indiana und Michigan, die ehrenwerten Hundertprozentler, die den Senator Borah wählten, der aus Idaho stammt, und den Senator Johnson, den ärgsten Gegner des Hoover-Monumentums, der aus Kalifornien kommt.

Zumeilen, wenn man das Glück hat, irgendwo im dunkelsten Inneramerika eine deutsche Zeitung aufzutreiben, stellt man stets von neuem mit schmerzlicher Bewunderung fest, wie sorgfältig und unterrichtet unsere Blätter amerikanische innen- und außenpolitische Ereignisse kommentieren, während die amerikanischen Provinzzeitungen mit einer geradezu entsetzlichen Unwissenheit alle europäischen, insbesondere deutschen Ereignisse in kurzen, halbrichtigen Notizen auf der sechszehnten Seite abtun.

Gewiß, in New York und in einigen anderen Großstädten gibt es ein paar Zeitungen, die Bescheid wissen; aber was will das angesichts dieses ungeheuren Landes, das fast einen ganzen Kontinent für sich in Anspruch nimmt, schon heißen. Denn auch die Großstadtzeitungen werden außerhalb ihres Bezirks nur wenig gelesen; auch sie sind nur „Vorbilblätter“, wenn auch das „Voll“ sehr groß ist.

New York ist nicht Amerika, der ganze Osten nicht; das politische Gesicht dieses Landes wird von den Millionen namenloser Bürger des Südens, des Mittelwestens und fernem Westens bestimmt, von denen wir nur wenig mehr wissen als sie von uns. Nach der Stimmung dieser großen Wählermassen richtet sich jegliches Ende des amerikanischen Politik, wer sich ihre entgegenstellt, leidet früher oder später Schiffbruch; so scheiterte Wilson; Coolidge machte schlechte Erfahrungen; und Hoovers Schiffelein wird an diesen Klippen wohl auch zerfallen.

Über das offizielle Amerika, über Wallstreet, über New York, erfahren wir mehr als genug.

Was aber spricht man im Inneren dieses Riesensandes, an den Ecken der vielen tausend Mainstreets, was drückt man in den zahllosen Morgens- und Abendposten von Mobile, Florida, oder Garden City, Kansas, oder Flagstaff, Arizona über Deutschland, über Europa?

Die Frage läßt sich in zwei Worten beantworten: ungeheuer wenig!

Nicht immer weiß der Durchschnittsamerikaner im Innern nicht mehr von Deutschland, als wir etwa von Persien oder Beludschistan, und hat auch gar kein Verlangen danach, mehr zu erfahren.

Zudem geht gerade in diesen schlechten Zeiten eine Propagandawelle nach der anderen über das Land, die dem wenig

urteilsfähigen und untriffligen Durchschnittsbürger einhämmert, alles Glend im Lande der auf immer hingekehrten Prosperity sei davon gekommen, daß man sich allzu sehr mit dem alten, verrätkten, kranken Europa eingelassen habe. In jeder Wochenschau im Kino, mag man nun 10 Cents oder 1 Dollar Eintritt bezahlt haben, erscheint zwischen den Fußballspielen, Flotienmanövern und Schönheitskonkurrenzen ein bald trostloser, bald wohlbeliebter Senator, Gouverneur oder Professor auf der sprechenden Leitwand, der zumeist sehr ungerecht den Leuten auseinandersetzt, daß natürlich nicht Amerika, sondern Europa an der Depression schuld wäre; daß natürlich alle Kriegsschulden bezahlt werden müßten; und daß der Reizwert nichts Besseres tun könnte, als so schnell wie möglich alle Beziehungen zum giftigen Europa abzubrechen. Große amerikanische Magazine mit Millionenauflagen machen sehr geschickte Stimmung gegen Deutschland, dem sie vorwerfen, daß es die geliebten amerikanischen Gelder in kostspieligen Bauten verpulvert, daß es die amerikanischen Geldgeber geneppt und übers Ohr gehauen hätte. Die Wirkung eines einzigen solchen Artikels, z. B. in der „Saturday Evening Post“, ist phantastisch. Deutsche Journalisten kann der blaße Reiz paden, wenn sie erleben müssen, daß allen Verleumdungen, die Lage Deutschlands zu erklären, dieser eine Artikel ebenso an der pazifischen Küste wie am Golf von Mexiko, im felsigen Gebirge wie in den Ebenen Indianas vorwurfsvoll entgegengehalten wird.

Die Zeitungen verbreiten mit Begeisterung Aufstellungen dunkler Statistiker, die berechnet haben wollen, daß alle Kriegsschulden der Allierten an Amerika bezahlt werden könnten, wenn nur jeder Engländer einmal im Monat weniger ins Kino ginge, jeder Franzose eine Pfische Wels weniger trinke, jeder Italiener etwas weniger Kaffee schlürft, kindliche Berechnungen wie diese lassen sich so leicht falsifizieren, gehen glatt ein und hinterlassen bei jedem Leser den Eindruck, die ganze Schuldenfrage wäre eine höchst simple zu regelnde Angelegenheit.

Es ist kein Zweifel darüber möglich, daß die breite, grane Masse des amerikanischen Volkes, so weit es nicht auf dem Umweg über Wallstreet geschäftlich an Europa interessiert ist, die Einmischung Amerikas in europäische Angelegenheiten in schnell wachsender Erbitterung ablehnt.

Die Geschäfte der Bankiers des Ostens für halben Staatsberrat ansetzt, und so ausschließlich wie möglich die gesamte wirtschaftliche Kraft Amerikas in Amerika verwendet wissen will. Immer wieder hört man die Phrasen: je schneller wir uns von Europa lösen, selbst wenn es uns noch einmal Geld kostet, um so besser für uns. Wenn ihr da drüben im verrätkten Europa eure Schulden nicht bezahlen könnt, so ist das euer Problem, kein Grund vorhanden, daß wir sie euch erlassen. — Mit diesen zwei Sätzen scheint mir die Stimmung der amerikanischen Wählermassen, abgesehen vielleicht nur von denen des Europa zugewandten Ostens der USA, am besten und treffendsten umschrieben zu sein. Die unzähligen Zeitungen des Heart-Bonnerns bearbeiten ihr Publikum energisch in diesem Sinne. Der Heart selbst stellt sich in Artikeln und Reden in den Dienst der guten hundertprozentigen amerikanischen Sache, und Hoover muß es sich gefallen lassen, daß man ihn höchst eigenartig „Wilsoniten“ nennt.

Als der besonders gut informierte Senator Clark Mitte April 1932 erklärte, daß es unter den gegebenen Umständen durchaus im Interesse der USA liegen könnte, mit Europa eine Neuordnung der Schuldenfrage anzubahnen, rief er im Senat allgemeinen und sehr entzweiten Widerpruch hervor. Kein Mitglied der Regierung darf es wagen, die eventuellen Vorteile einer Vereinigung der Schuldverhältnisse auch nur zu diskutieren, ohne daß ihm vorgeworfen wird, es bedächtige die Not Europas mehr als die Amerikas.

Heiterer Roman eines Großstadthundes



Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

Die beiden Menschen sprechen nicht so viel, wie der Bürokrat vom Recht der Persönlichkeit, aber sie lassen sie mich voll erleben. Nichts schänkt mich ein, es gibt kein starres Alltagsgesetz, alles fließt leicht in der Selbstverständlichkeit des Notwendigen, dem man sich anpaßt, körperlich und seelisch.

Wie wachen gemeinsam auf und legen uns gemeinsam zur Ruhe, ich läse während des Essens bei ihnen, wie spielen und scherzen, die beiden lachen, balgen sich mit mir am Teppich herum. Der ernste Berg, der mit Besuchern oft über bedeutsame Dinge spricht, wird im Spiel mit mir zum Kinde. Weit, weit draußen liegt die lärmende Welt mit den närrischen Menschen, mit der trüben Vergangenheit.

Die Gegenwart, die glückliche Stunde sind alles. Sich ihnen verständig und genießend hinzugeben, ist höchste Lebensweisheit. Berg sagt es, also ist es richtig. Er bedeutet das Evangelium für mich, er kann nicht irren. Alles, was wir lieben, ist unfehlbar und vollkommen.

Kein Licht ohne Schatten. Doch ich merke darüber nicht. An Samstagabenden kommen Greti und Rudi und bleiben bei uns bis Sonntag mittags. Dann muß ich zurücktreten. Die Kinder bedeuten Berg und Frau Therese mehr als ich.

Wohl spiele ich mit den Kindern, aber nicht lange. Das kränkende Gefühl, doch nicht alles in unserem Heim zu sein, raubte mir die Freude am Spiel. Berg ruft mich hin und wieder zu sich, beachtet es jedoch nicht, wenn ich zögere. Die Freude an den Kindern erfüllt sein ganzes Wesen.

Beim Abendessen lachen und scherzen sie. Ich nehme die Nahrung in der Küche zu mir. Frau Therese läßt mich mechanisch auf die Straße, öffnet mir, dabei mit den bereits ruhenden aber lachenden Kindern sprechend. Ich lege mich trotzig und melancholisch auf das Lager, drinnen scherzen sie, die Kinder jubeln, wie auch am Morgen.

Bis sie endlich sich verabschieden und von Berg heimgeführt werden, wogu ich mitlaufen kann. Erst am Helmut, mit Berg

Frau Therese sagt: „Bemerkst du, wie Purzl eifersüchtig ist?“ Berg zweifelt daran: „Er ist nur den Sämen nicht gewöhnt. Aber vielleicht kannt du doch recht haben.“ Und sie überschütten mich als Entschädigung mit Schmeicheleien.

Wir machen eine kleine Wanderung durch den herblich nuchternen Wald. Es gibt keine genau abgemessene Distanz, ich kann herumjagen und gehen, wie ich will, gehe einmal zur Seite Bergs, dann wieder an Frau Therese geschmiegt. Regnet es, dränge ich mich zwischen sie, um vom Regenschirm zu profitieren.

Wir gehen langsam, rennen nicht. Immer wieder fragt Berg fürsorglich Frau Therese, ob er vielleicht zu schnell gehe. Ich denke an die vorwurfsvollen Blicke des Kilometeressers, mit denen er die belagerten Frau gleich einem müden Renner zu neuen Renneressen anpornte.

Welcher Unterschied! Jedes Urteil über den Menschen als Sammelname, als Gattung muß durch die Verschiedenheit schief sein.

Alb und zu höre ich die besorgte Stimme Frau Therese: „Der Purzl wird schon müde sein. Er macht ja den Weg zehntmal.“

„D nein, ich bin nicht müde. Die Freude läßt dies nicht zu. Nur der Zwang ermattet. Ihr Glücklichen und Guten kennt dieses Wort nicht.“

Der Winter ist gekommen. Draußen Flokengewimmel, vermischt mit Regen. Das Wetter verlockt nicht zum Aufenthalt im Freien, wunderbar ist die Wärme des Heims. Jeden Abend hält mich Frau Therese mit Lächeln ein, daß ich nicht Kälte leiden muß, läßt die Lüre offen, daß die Wärme des Zimmers die Temperatur der Küche mildere.

Ich warte, bis die Stimmen schweigen und das Licht verlöscht, schleiche dann in das Zimmer, immer nach einigen Schritten zögernd. Bei dem Bette Bergs lausche ich auf seine Atemzüge, um mich zu überzeugen, ob er schläft. Dann springe ich auf das Bett, verharre still, ob er sich nicht bewegt, lege mich dann zu seinen Füßen. Ach, das tut wohl.

Bei Frau Therese darf ich das nicht wagen. Sie hat einen sehr leichten Schlaf und ist bei den ersten Versuchen stets erwacht. Berg schläft fest. Manchmal erwacht er, verjagt mich, zürnt aber nicht ernstlich.

Hin und wieder stellt er mir eine Falle, verlöscht das Licht, läßt schwere Atemzüge vor. Ich springe, stehe, wie gewohnt, still, da dreht er an dem Schalter — das Licht überströmt uns. Mit einem Sprung läufte ich — beide lachen.

Berg wäre meiner Neiguna, bei ihm zu Füßen zu schlafen, aber

Therese duldet es nicht. Wie die Frauen überhaupt strenger sind, auch gegenüber den Kindern.

Sonderbar. Die Männer sind doch fähler, ernster, weniger zu Färligkeiten geneigt als die Frauen, bleiben uns und auch den Kindern entfernt. Und doch sind sie nachsichtiger und gütiger als die Frauen.

Immer wieder neue Rätsel, die sich in den Menschen bergen.

Immer wieder neue Rätsel, die sich in den Menschen bergen.

Die Monate entfliehen, die Winterstürme verebben, der Frühling kommt. Ich fürchte nicht mehr die Zukunft. Mit meiner Besißsicherheit wächst auch mein Selbstbewußtsein. Ich betrachte das Heim als meine Welt, lärm, wenn sich Schritte der Tür nähern, fordere von jedem Besucher, daß er meine Kunst zu ertragen trachte, tyrannisiere sie auch zuweilen, wandere in ihrer Anwesenheit demonstrativ durch die Räume, beweiße augenfällig, daß ich hier etwas gelte.

Hin und wieder gibt es kleine Konflikte zwischen Berg und Frau Therese sowie zwischen mir und ihr. Ich fühle solidarisch mit Berg, muß mich aber doch den Machtverhältnissen anpassen, die mich zwingen, mich gegen mein Empfinden, auf die Seite Frau Therese zu stellen. In solchen Lagen des schwebenden Kriegszustandes empfinde ich mich als zwischen zwei Lagern gehend, juche mein Volumen zu verkleinern, mich möglichst den Blicken zu entziehen, schleiche mich an den Wänden entlang in die Küche und verberge mich auf meinem Lager, zur geringsten Kleinigkeit zusammenrückend, oder kauerer zu Füßen Bergs hinter dem Schreibtisch.

Nur so lange, bis es Frau Therese gefällt, just dort Dednung zu machen, wobei ich auch Puffe und Schelte abbekomme.

„Leberrall ist einem der Balg im Wegel! Woju wie ihn eigenlich brauchen! Bist nicht besser als dein Herr!“

Ich drücke mich, bin verlegt, werfe mich hörbar auf mein Lager, der Ausdruck meines schärfsten Protests. Frau Therese sucht einen Blickabteiler, ihre Augen glänzen:

„Ist vielleicht dem Herrn Hund etwas nicht recht?“

„Ich halte den Atem an. Wie kann sich der Mensch nur so verändern?“

Ich schleiche wieder in das Zimmer, während die Frau im Schlafzimmer rumort. Der Herr sagt feusend:

„Ja, ja, Purzl! Wir sind Amisfischerin. Bifloria!“

Ich wedle mit dem Schwefel, da fährt die Frau in das Zimmer. Ihre Blicke lähmen mich, ich verberge mich hinter Berg. Frau Therese faucht:

„Wenn mich dein Hund noch frekeln will, jage ich ihn hinaus!“

Berg lächelt. Es sind Todesstrahlen des Hohnes, die auf dem Antlitz wetterleuchten.